

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 181.

Freitag, 6. August

1926.

### Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

(6. Fortsetzung.)

Baron Hans war schon vorher weggegangen, um den Grafen Leo auf ihr Bleiben vorzubereiten. Beide Herren kamen gemeinsam zurück, und auch der Schlossherr gab seiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, weil Gräfin Ate seiner Nichte ihren Beistand in dieser Zeit der inneren Not nicht versagte.

Es ließ sich ohne Schwierigkeit so einrichten, daß die Gräfin das Zimmer neben Berta bekam, vor dem sich eine Altane befand, die über dem Parke lag. In dem gleichen Räume des Obergeschosses hatte Dr. Thomas übernachtet.

Ein Diener wurde mit der Botschaft nach Sawinten geschickt, das am anderen Ende des Tales lag, um Ates Joste mit dem Nötigsten herzuholen, dessen die Gräfin für die nächste Zeit bedurfte. Nachdem dies alles vorbereitet war, ließ man Berta allein. Sie sollte ruhen, um bis Mittag so weit gestärkt zu sein, daß sie an der gemeinsamen Tafel erscheinen konnte.

Ate entließ sich ein Buch aus der Bibliothek und ging in den Park.

Sie brauchte Einsamkeit. Das Schicksal der toten Freundin bewegte sie heftiger als je, seitdem sie von ihrem Unglück erfahren hatte. Der Anblick Kolls in der Stunde der Beerdigung hatte Gedanken in ihr wachgerufen, die noch nie so klar und mit so unabweislicher Schärfe vor sie getreten waren als eben jetzt. Nun, da Hedis Leben so plötzlich beendet worden, da es einen so fürchterlichen Abschluß gefunden hatte, empfand die Gräfin als Frau für die Frau zehnfach die Kränkung, mit der Koll dieses Leben in den letzten Wochen verbittert hatte. Was es gewesen war, das plötzlich in Hedis Schicksal eingegriffen — sie wußte es nicht. Die Tote hatte mit niemand davon gesprochen. Aber ihre beiden engsten Freundinnen fühlten aus jedem ihrer stillen, leidvollen Blicke, daß etwas geschehen war, was jäh wie vernichtender Reiz über ihren frohen Jugendfrühling gekommen. Mit dem Feingefühl des Weibes empfand Ate gleich Berta, daß Koll diese schlimme Wendung verschuldet hatte. Und es war der Gräfin nun, da sie durch den sommerstillen Park ging, als sei von dieser geheimen Schuld alles Unheil ausgegangen, das in den letzten Wochen über Schloß Klammed und seine Bewohner gekommen war. Eine für die andere!

Ihr Frauenempfinden, ihr Freundschaftsgefühl rief nach Sühne. Die Lebende sollte und mußte der Toten Genugtuung verschaffen — nicht nur der einen Toten — den beiden. Denn auch Hedis Tante war nach ihrer Überzeugung an dem gleichen Frevel zugrunde gegangen.

Baron Koll war ihr immer schon fremd und ferne. Sie verstand seine hochfahrende, höhnische Art nicht, mit der er allem gegenübertrat, was ihm begegnete. Es war ihr immer unbegreiflich und leid gewesen, daß Hedi ihn anscheinend liebte, in ihrer weichen Art freilich gerade durch dieses brutale Draufgängertum gewonnen, das sie mit starker, aufrichtiger Männlichkeit verwechselt haben mochte.

Jetzt aber haßte ihn Ate, und nicht um eine Welt hätte sie es geduldet, daß er die an ihrem Schmerz zerbrochene in seine Arme genommen haben würde. Es

wäre für sie Entweihung des reinen Wehes der Frau um die Frau gewesen.

Nie mehr wieder sollte er, soviel an Ate lag, das gleiche wiederholen, was er an Hedi getan. Kein Weib mehr sollte, soweit sie vermochte, unter seinem rohen Egoismus leiden.

Während sie so sann, war sie an jenes Buschstück gekommen, in dem eine moosüberzogene Steinbank behagliche Spaziergänger zu verstreuter Muße lud.

Da schnellte eine dunkle Gestalt von dem Sitze auf. Die Gräfin sah mit unangenehmem Erstaunen eine Fremde, der sie noch nie im Schlosse begegnet war.

Es war die Tänzerin. Sie mochte erwartet haben, daß Baron Koll, der sie im offenen Burghof verleugnete, später hierherkam, um an der Stelle ihres nächtlichen Beisammenseins reuig gut zu machen, was er damals und eben wieder an ihr gefehlt. Statt dessen sah Sybille nun die junge Gräfin vor sich, die in ihr schon beim Leichenzug Groll und Haß erweckt hatte — mehr noch, als die Tänzerin bemerkte, wie sie sich zwischen Berta und den Baron gestellt. Ohne Gruß mit verlegender Schärfe, wendete sich Sybille ab und ging tiefer in den Park hinein. Kaum war sie dort vor den befreundeten Blicken Ates verschwunden, da kam Baron Koll in der Tat vom Schlosse her, mochte er nun wirklich Sybille gesucht oder für sich allein das Bedürfnis empfunden haben, ungestört seinen Gedanken nachzuhängen. Als er den Busch nicht leer fand, sondern plötzlich vor Ate stand, rötete sich sein Gesicht. Er verbarg seine Überraschung und warf ihr einen bösen Blick zu. „Ich bitte um Verzeihung, Gräfin, wenn ich störe“, sagte er kalt, „ich habe Sie nicht hier vermutet.“ Dann übermannte der Zorn seine Selbstbeherrschung. „Darf ich Sie übrigens fragen“, setzte er schneidend und herausfordernd bei, „was Sie dazu veranlaßt hat, mich in so verlegender Form zu hindern, meiner erkrankten Base beizustehen?“

Sie maß ihn Blick um Blick in eisiger Ruhe. „Sehr wohl, Herr Baron! Ich hatte die Überzeugung, daß meine Freundin Berta, wenn sie dazu imstande gewesen wäre, Ihre Hilfe ebenso entschieden abgelehnt hätte.“

„Gräfin!“ Sein Jähzorn wallte in unheimlicher Hemmungslosigkeit empor. „Wissen Sie, daß Sie mich auf das schwerste beleidigen?“

„Ich weiß nur“, entgegnete sie festen Blickes, „daß Sie der letzte sind, der Grund gehabt hätte, sich am Grabe unserer unglücklichen Hedi besonders bemerkbar zu machen.“

Seine Lippen formten einen stammelnden Laut. Es war, als wolle er sich auf sie stürzen. Dann sanken ihm die halberhobenen Arme, und er stand einen Augenblick in hilfloser Lähmung mit zum Tode erschrockenen Augen.

Aber im nächsten Atemzuge war diese Schwäche jähem Schreckes verfliegen.

„Was soll das heißen?“ sagte er ihr halblaut, nahe, mit brennendem Hauche ins Gesicht.

„Sie haben schmählich an Hedi gehandelt“, entgegnete sie furchtlos, ohne seinem Blicke auszuweichen.



„Das war eine Verleumdung“, antwortete er heftig. „Das tritt meiner Ehre zu nahe und würde von keinem Manne ungestraft ein zweitesmal wiederholt. Ihnen freilich . . .“

Er zuckte höhnisch die Schultern. „Weibergeschwätz!“ stieß er dann mit lautem Lachen heraus, drehte sich weg und schien bemüht, pfeifend in einen Seitenweg einzubiegen.

Aber ihr lobendes Auge, das ihm folgte, riß ihn wieder herum.

„Ich warne Sie“, sagte er drohend. „Ich warne Sie dringend, Gräfin, solche unsinnigen Gerüchte zu verbreiten. Man ist auch Damen gegenüber nicht ganz wehrlos.“

Sie schüttelte den Kopf. „Mit gesellschaftlichen Phrasen erledigen Sie diese Sache nicht, Herr Baron. Weshalb hat die Gräfin, Ihre Tante, der Schlag getroffen? Was hat Hedi in ihrer Jugendblüte gekniet? Was hat sie in den Tod getrieben?“

Mit einem Satz war er vor ihr. „Ich nicht! . . .“ schrie er und ballte die Fäuste. Ganz dicht sah sie in sein Auge — und in diesem Auge stand etwas, an das sie gar nicht gedacht, das sie nicht zu denken gewagt hätte.

„Baron . . .“, flüsterte sie entsetzt.

Ein Zittern ging durch ihren ganzen Leib. Sie griff mit der Hand nach der Rücklehne der Bank und setzte sich müde und schwer, von einer furchtbaren Ahnung niedergeschmettert.

„Was ist's?“ murmelte er verstört. „Was wollen Sie von mir?“

Sie hörte ihn nicht. Ihre Blicke gingen in den Park hinter der Fremden her, die längst dort verschwunden war.

Ate lehnte mit fröstelndem Rücken gegen die Bank. Aber ihr starker Wille hielt sie aufrecht. „Baron Rolf klammert!“ fragte sie langsam. „Wer hat Ihre Base Hedi getötet?“

Er versuchte, mitleidig zu lächeln und einen nachsichtigen Ton anzuschlagen. „Ich sehe wirklich“, sagte er unsicher, „ich darf heute auch der Stärksten der Starken nichts verübeln. Die Nerven der Damen haben allzumal unter den furchterlichen Ereignissen zu sehr gelitten. Wozu streiten wir uns denn? Um eines Wilddiebs wegen? Sie wissen doch, daß der Waldblauer Hies Trullacher unfehlungsweise auf Hedi geschossen hat, die ihn beim Wildern überraschte. Er hat es ja selbst gestanden. Verzeihen Sie — mein Angestüm! Ich hätte mehr Vernunft und Rücksicht walten lassen müssen“, fügte er mit erzwungener Höflichkeit bei, verneigte sich und ging mit schnellen Schritten nach dem Schloß.

Ate griff mit beiden Händen nach dem Kopf und stützte ihn, der ihr zu zerpringen drohte.

Grauen lag in dem Blicke, mit dem sie ihm nachsah.

Was für ein furchterlicher Verdacht war in ihr aufgestiegen, als sie vorhin in sein Auge schaute?! Was hatte ihr sein verstörter Blick verraten?!

Nein, nein, nein, keine Gespenster am hellen Sonnentag!

Sie erhob sich rasch und ging tiefer in den Park, um vor sich selbst zu fliehen. Fast sinnlos vor Angst suchte sie den Gedanken zu entrinnen, die mit grausamem Angestüm auf sie einstürmten. Sie sah die schwarze Gestalt nicht, die in einem nahen Dickicht stand und das Gespräch belauscht hatte. Weit hinter ihr trat Sybille auf den Weg und schlich nach der anderen Richtung, wo eine Lücke im Zaun sich zwischen überhängenden Erlen barg.

Als der Wachtmeister gegen Mittag an Trullachers Hütte vorüberkam, sah er, daß die drei Kinder einiges Gepäck auf ein Handwägelchen luden, mit dem sie in der Richtung gegen die eine halbe Stunde entfernte Bahnstation wegfuhr.

Gleich nachher trat Sybille aus dem Häuschen. Sie hatte das schwarze Kleid abgelegt und trug ein rotes Kostüm, das ihre dunkle, rasierte Schönheit hervorhob. Ein breiter Federnhut überschattete die spöttischen Augen, mit denen sie den Beamten betrachtete, während sie trällernd an ihm vorüberschritt. Sie schien eine ganz

andere geworden. Nichts mehr von dem gedrückten heimlichen Wesen war an ihr, das man hier zuweilen bei der Tänzerin beobachten zu können meinte — ihr leichtes Blut hatte, so mochte es dünken, all das abgeschüttelt und sich zu frohem Künstlertum befreit. Sie witterte Großstadtluft. Der Wachtmeister blieb eine Weile stehen und schaute ihr nach. Es war ihm lieb, zu bemerken, daß der unruhige Geist, dem er nie recht getraut, aus seinem Amtsbezirke schwand. Auch für Trullachers Weib, das offensichtlich ganz unter dem Einflusse der Herrischen gewesen, empfand er es wie eine Erleichterung. Und doch hätte er die Tänzerin in der nächsten Zeit zu gerne beobachtet. Die Worte des Richters schwebten ihm vor. Sie ging nicht umsonst. Es war kein Abschied zu heiterer Künstlerfahrt — sie flog vor dunklen Taten. Jedenfalls beschloß er, die Wahrnehmung sofort dem Gericht zu melden, und ging nach seiner Wohnung.

Unterwegs begegnete er dem Baron Rolf und sah mit lebhaftem Interesse, daß dieser gegen den Felsblock hinausschritt, hinter dem die Hütte lag.

Der Wachtmeister lachte bitter vor sich hin. „Ausgeflogen!“ brummte er. „Wirst keine Freude an dem Vogel erleben, meine ich.“

Rolf ging an der Hütte vorüber, blieb in einiger Entfernung stehen und lehrte um.

Mit raschen Schritten betrat er die ärmliche Stube, in der Trullachers Weib am Herde hantierte.

Sie schrak zusammen, als sie den Baron sah, und stand wortlos und geduckt vor ihm, wie wenn sie aus seinen Händen ihr Schicksal entgegennehmen sollte.

„Wo ist Ihre Schwester?“ fragte er barsch.

„Fort“, murmelte sie demütig.

„Wohin fort?“

„In die Stadt — sie will wieder tanzen.“ Der strohgelbe, von grauen Fäden überponnene Kopf senkte sich noch tiefer.

„Was?“ schrie er spitz. „Wieder tanzen! Was soll denn das für ein Unsinn sein? Habe ich ihr nicht gesagt, daß es damit ein für allemal Schluß ist?!“

Er schlug sich mit der Reitpeitsche, die er in der Hand trug, gegen den Schenkel und drehte sich halb auf dem Absatz, als ob er sofort die Hütte verlassen wollte.

„Hat sie Ihnen nichts gegeben für mich?“

„Nein!“

„Nichts aufgetragen?“

„Gar nichts, Herr Baron!“

„Der Teufel soll sie holen!“ brummte er und ging rasch und ohne Gruß hinaus.

Das arme Weib sah ihm mit gefalteten Händen nach. Dann ging sie seufzend wieder an den Herd zurück und rührte in dem Tiegel.

Rolf schritt scharf aus — durch den Wald nach der Station zu. Er wollte sehen, ob heute noch ein Zug auf dem kleinen Bahnhof verkehrte. Eifersucht, Zorn und Angst jagten ihn hinter der Tänzerin her. Nach zehn Minuten etwa sah er es rot vor sich auf einer Birkenblöße schimmern. Er erkannte die Gesuchte, die neben den Kindern herging, zwischen denen die ungeölkten Räder des Wägelchens pfliffen und freischten.

Hundert Meter weiter hörte die Tänzerin, daß jemand hinter ihr kam. Sie blickte sich um und sah den Baron. Einen Augenblick stand sie unentschlossen. Dann sagte sie zu den Kindern: „Fahrt zu! Ich komme nach.“ Sie ging Rolf entgegen.

„Was ist denn das für ein Unsinn?“ zischte er wütend.

„Ich will hinaus“, sagte sie kühl. „Das hat ja alles keinen Wert. Es ist genug hin um uns. Ich will leben und nicht auch noch daran zugrunde gehen.“

„Unsinn! Unsinn! Wer geht denn zugrunde?“

Sie blickte ihn scharf und lauernd an. „Hast du sie gesehen?“

„Wen?“

„Die große Dunkle . . . die Gräfin soundsso!“

Er lachte. „Die Sawinten meinst du?“

„Ja! Die meine ich. Vor der ist mir angst.“

„Was? Vor der? Was braucht dir vor der angst zu sein?“

(Fortsetzung folgt.)



## Jägerlatein.

Humoreske von Max Brumm.

„... und in diesem Augenblick der höchsten Gefahr, meine Herren, furrte das Flugzeug heran; die Strickleiter streifte mich, sie ergreifen, mich festklammern, aber im selben Moment das schon geschwungene Seil dem Bären um Kopf und Vorderpranken werfen, war das Werk einer blitzschnellen Eingebung. Es gab einen gewaltig-schmerzlichen Ruck... und schon sausten wir vereint durch Strickleiter und Seil aneinanderhängend durch die Luft. Es war eine im Jagdleben noch nie dagewesene Situation. Der wadere Pilot, die Sachlage sofort erfassend, steuerte in niedrigem Fluge der nächsten Stadt zu, die wir in einer knappen Stunde erreichten. Dort nahm er seinen Weg zum nahen Zoo, und als der offene Bärenplatz in Sicht kam, machte er einige elegante tiefergehende Schleifen. Ich packte auf wie ein Luchs, und im entscheidenden, günstigen Moment schnitt ich das Seil durch — mein Bär machte einen regelrechten Purzelbaum und landete dann, höchlichst verdutzt liegend bleibend, wohlbehalten im Bärenzwinger. So habe ich meinen ersten lebenden Bären gefangen. — Prost, meine Herren!“

Oberförster a. D. Michael lehnte sich aufatmend in seinem Sessel zurück. Seiner riesigen Peise entstiegen mächtige, phantastische Rauchwolken, und verstimmt lächelnd hörte er den Äußerungen seiner Tischgenossen zu. Wie eine vom Habicht aufgeschreckte Dübnerschar flatterten die Worte des Beifalles und Widerspruchs über den Tisch. „Fabelhaft!“ „Nicht zu glauben!“ „Na ja — Michael!“ „Jägerlatein!“ usw. schwirrte es hin und her.

„Na, Sie sagen ja garnichts, verehrter Herr Doktor!“ Mit diesen Worten wandte sich Apotheker Steiner einem Gast zu, der in seiner bequemen Sofaede aufmerksam lauschend der abenteuerlichen Erzählung Michaels gefolgt war. „Ja, was soll ich darauf sagen?“ meinte der Angeredete, „ich muß die Geistesgegenwart und kühne Entschlossenheit unseres lieben Freundes nur bewundernd anerkennen!“ — „Sie, Doktorchen,“ rief der kleine fidele Rektor vom Lyzeum des Städtchens über den Tisch hinweg dem Sprecher zu, „Sie sind uns als alter Nimrod und erfahrener Weltreisender immer noch eine interessante Jagdgeschichte schuldig. Bitte, nicht abwehren!“ fügte er hinzu, als er bemerkte, daß Doktor Behrens lächelnd den Kopf schüttelte, „schon zwanzig Jahre sagen Sie, Ihre Wohnung ist ein Sammelkabinettum seltenster Jagdtrophäen; die ganze Welt haben Sie bereist — und wollen kein Abenteuer gehabt haben? Unglaublich!“

Nun drängend auch die andern bittend auf Behrens ein. Da gab er endlich den Widerstand auf. „Nun, meine Herren, wenn Sie mich so quälen, will ich doch eine kleine Geschichte zum Besten geben, die mir in Afrika passierte. Vorausgeschickt möchte ich noch, daß es die Reise war, die ich kurz nach der Feler des 25jährigen Dienstjubiläums unseres lieben Oberförsters antrat, bei welcher Gelegenheit er uns in fidele Stunde sein Konterfei mit humorvollen Widmungsworten verehrte.“

Lachendes Grinnern und lebhaftige Zustimmung. Doktor Behrens lehnte sich zurück, nahm einen kleinen Schluck und strich sich versonnen über die hohe Stirn. Aufmerksam, wie Kinder um die Erzählerin, rückte man näher. Das konnte ja spannende Minuten geben! Doktor Behrens, der bekannt Schweigsame, dessen Wahrheitsliebe sprichwörtlich war, erzählte ein Erlebnis. Acht Augenpaare blickten offene Neugier. — Dann begann der Erzähler:

„Meine letzte Auslandsreise führte mich auf dem kürzesten Wege nach Afrika. Meine lang unterdrückte Leidenschaft, die Jagd nach dem „Herrn mit dem dicken Kopf“, wie die Eingeborenen den Löwen nennen, verlangte Befriedigung. Schon zu lange hatte ich nicht mehr das die Furcht in Furcht erstarrten lassende Donnergerollen des edelsten Jagdtieres gehört, wenn es, in glutenden Wüstennächten den Sand peitschend, brünstig die Gefährtin ruft.“

Von Algier aus kam ich nach längeren Streifzügen, die Dase Tuat streifend, bis in das gefürchtete Land der Tuaregs und Beni-Msah, der Heimat des Berberlöwen. Durch eine seltsame Fügung, die ich hier nicht erzählen möchte, war es mir vor langen Jahren gelungen, Gastfreund des Scheichs Ben Ibrahim zu werden, der mich auch jetzt wieder freundlich aufnahm und mich unter seinen Schutz stellte. Vereint streiften wir in den Schluchten des Abaggar-Plateaus. Die Tage vergingen. Wohl hörte ich ab und zu nachts, wenn in mondbeschiedenen Stunden der Wüstensand leise klingende Melodien sang, von ferne die Rufe des „Herrn vom Berge“, die mein Herz rascher schlagen ließen. — Bis eines Morgens angsterfüllte Hirten gelaufen kamen und vom Raube des Löwen klagten, der urplötzlich in der Scheitanschlucht mordend und würgend erschienen sei.“

Scheich Ben Ibrahim war zu einem entfernten Stamm geritten. Ich nahm mein Gewehr und rief Hassan, den braunen Sohn der Beni Msah, der mir leidenschaftlich ergeben war. Dann machten wir uns auf. Auf steinigem Pfaden ging es hinein in die Schlucht des Teufels.

Stundenlang mochten wir kreuz und quer gestiegen sein, ohne eine Spur des Tieres zu finden. Die Sonne brannte glühende Strahlen, der Gaumen dörrte, und Müdigkeitswellen zwangen zur Ruhe.

Was mich nach kurzer Zeit veranlaßte, eine eigenartige schimmernde Felsformation näher in Augenschein nehmen zu wollen, weiß ich nicht. Ich stand auf und ging langsam schlendernd dem felsamen Naturgebilde zu. Ein vorher nicht bemerkter kleiner Umweg brachte mich aus der Sicht der Lagerstätte. Ich befand mich gerade in einer ladgassenähnlichen Schlucht, als ein unheimliches Gefühl mich hypnotisierend zwang, den Kopf zu wenden; gleichzeitig wehte der mir zugekehrte Wind einen penetranten Geruch, wie er nur Raubtieren zu eigen ist, herüber. Mein Herz drohte auszusetzen — etwa zehn Meter vor mir, am Eingang der Schlucht, stand ein Berberlöwe, mich aufmerksam beobachtend. Das Tier mochte etwa einen Meter hoch sein, den mächtigen Herrscherkopf umwalle eine gelblich-braune, seidig schimmernde Mähne. Wie erstarrt blieb ich einen Augenblick in der halbawendeten Stellung, dann gewann der Verstand wieder die Herrschaft, und fieberhaft suchten die Gedanken nach Rettung. Ich stolperte rückwärts, ohne die mich noch immer ruhig beobachtende Bestie aus den Augen zu lassen. Doch meine erste Bewegung schien den Löwen zu reizen. Mit geschmeidigen lautlosen Sohlen glitt er näher, — da — — grauenvoller Moment — — stieß ich irgendwo an: ich sah in der Felle! Hinter mir aufstrebende Wand, rechts und links Felsen... und vor mir das Raubtier, dessen glühende Lichter mir Eingangspforten der Hölle schienen. Und keine Waffe! Der Schwanz des Löwen peitschte den Boden, der lange schmale Rakenleib duckte sich sprungtugend zusammen. Ich warf angstvolle, verfluchte Blicke, der Schweiß perlte in glühenden Tropfen.

Der Erzähler stockte, von der Wucht der Handlung, die ihm eistig wieder grauenvoll vorzuschweben schien, gefesselt und schloß die Augen. —

„Und? — Weiter! — Was geschah?“ weckten ihn hastige Stimmen aus seiner Versunkenheit.

„Da, meine Herren, irrten zudende Hände mechanisch in die Seitentasche des Jacketts, meine Finger erfaßten etwas, ich zog es heraus und sah es. Ein Gedankenblitz gab mir Hoffnung. Mit einem mächtigen Sprung hielt ich es dem Löwen vor... der sah es, schnellste zurück, daß der prachtvolle Rakenleib sich überschlug und gab dann mit eingeknicktem Schwanz Fersengeld. Ich brach zusammen!“

„— Und womit schlugen Sie den Löwen in die Flucht?“ fragte Steiner, der sich atemlos über den Tisch vorbeugte. „Was war’s?“

„Das Bild unseres Oberförsters!“  
„Prost, meine Herren!“

## Spatz nimmt ein Bad.

Von Siegfried Jacoby.

Auf dem Weg des Parks ist eine Regenpfütze. Ein Sperling mit den dunkeln Federn, die das Männchen ähren, hüpf über den Sand gerade auf die Pfütze zu. Die Flügel hängen schlapp herunter, der kleine Körper steckt gedrunken in den Federn, der Schnabel ist geöffnet. Er ruft immer wieder dasselbe: „Schilp, schilp, schilp, schilp.“ Mit der besonderen Betonung und den gewohnten Feinheiten der Spatensprache bedeutet das: „Ich will ein Bad nehmen. Stört mich nicht, Leute!“

Die Fußgänger bleiben gehorisch stehen; zuerst die alte Frau am Stock. Aus Respekt vor ihr, weniger aus Rücksicht auf den badenden Vogel, hält ein Zwölffähriger sein zehnjähriges Schwesterchen an der Hand und zählt die Lust der Kleinen, auf die Pfütze loszumarschieren, um es dem Vogel gleich zu tun. Auch eine junge Dame hält und bringt den Schirm in Ruh, den sie auf der Schulter quirlte. Es tropft von den Bäumen. Es ist keine Viertelstunde her, daß der Park von herniederprasselndem Wasser rauschte.

Der Sperling hüpf an den Rand der Pfütze. Die zarten Beinchen tauchen ins Wasser. Ehe er sich weiter wagt, wirft er einen Blick auf die Zuschauer. Die Alte wird nichts tun. Das ist dieselbe Frau, die jeden Vormittag auf der Bank sitzt, von einer Semmel Krümel trennt und sie auf die Erde wirft. Dann kommen jedesmal die anderen Spaten, fallen über das Ausgestreute her und fliegen mit dem Raub davon. Aber auch er bekommt sein Teil. Er ist wiederholt ganz nahe an den Rand der Pfütze gehüpft. Sie hat stillgehalten. Man darf ihr vertrauen. Wenn die junge Frau das Ungetüm, das sie auf der



Schutter trägt, herabnimmt und damit über den Boden fährt, weiß man nie, was sie im Schilde führt und welches Unheil sie anrichtet. Am gefährlichsten sind die Kleinen. Das läuft hinter allem, was Federn hat, und jagt. Wird man nicht erreicht, so ängstigt man sich doch und muß manchmal den besten Wille im Stich lassen. Alles verhält sich ruhig. Mutig muß man sein. Spät tut zwei kleine Schritte in die Flügel. Jetzt steht er bis zur Brust im Wasser. Wie wohl das tut! Das kühlt die Haut, das macht die Federn blank und feil.

„Wie fühl!“ jagt das kleine Mädchen und zerrt an der Hand des Bruders. Es möchte den Sperling nicht stören, aber auch zu ihm laufen. Es wäre so schön, ihn eben jetzt zu streicheln. Jetzt ist er sauber, und wie nah! Das Mädchen gehorcht der Hand des Bruders. Es wird Vater bitten, einen Sperling zu kaufen, den in ein Bauer leben und ihm Wasser geben, damit er baden kann, so viel er will.

Der Bruder denkt: das Wasser ist nur klein für mich, für den Spatz ein weites Meer. Er hat wohl lange nicht gebadet. Im Winter reißt er sich höchstens einmal am Schnee ab. Wer hat den Spatz gelehrt, zu baden? Seine Mutter? Oder weiß er, baden ist gut, wie er Federn hat und schreit? Steht es in ihm von Natur? Ob die Großen es wissen? Werde ich es erfahren, wenn ich größer bin? Es gibt vieles, was man lernt. Gehört dies zu den Dingen, die man nie begreift? Mancher denkt wohl nicht einmal daran, zu fragen. Dann ist es etwas von dem Feinen, was mir so durch den Sinn geht, und dann verschwindet, wer ahnt, wohin.

Die junge Dame sinnt: Kleiner Vogel, du hast es gut. Du bist immer bereit, Freude zu nehmen, wo du sie findest. Du fragst nicht lang. Du hast dich gar nicht vorbereiten. Du springst ins Wasser und hast alles, was du wünschst. Du brauchst keine Kleider zu kaufen, wenn du verreist, und sie nicht abzulegen, wenn du ins Wasser steigst. Für dich ist gesorgt. Will ich deine Freude genießen, brauche ich viel, was ich nicht habe. Du bist glücklicher als ich.

„Ich wag's“, beschließt der Spatz. Die Menschen, die einzige Gefahr im Augenblick, verhalten sich wohl. Er schlüpft noch einmal, dann schließt er Schnabel und Auge und taucht unter. Köstlich! Noch einmal unter Wasser! Man sieht nichts, man hört nichts. Unterdes mag mancherlei geschehen. Doch überlegt man zu viel, wird aus allem nichts. Am Ende: man hat Flügel. Man ist bisher stets gut davongekommen. Wasser, das köstliche, bringt in die Federn, steigt unter die Flügel, huscht über den Kopf. Er ist ganz nah. So kann er nicht bleiben. Erleichtern muß man sich, fortzuschleudern die Flut. Er tritt einen Schritt zurück. Jetzt steht er im Flachen. Er schüttelt sich und rüttelt sich. Die Wasserperlen fliegen umher. Noch einmal. Fast ist er wieder wie vorher.

Die Alte träumt: So munter war einst ich. Ich tollte an der See. Ich war die wildeste unter meinen Gespielinne. Was für eine Lust, vom Strand in die Wellen zu laufen, daß das Wasser über den Kopf flutete und man sich kaum aufrecht hielt. Wellen hinter Wellen rüdten an. Die Sonne schien. Am Strand warteten die anderen. Das ist längst dahin. Jetzt laßt man sich am Vergnügen anderer und wäre es auch nur ein Vogel. Neidlos sein ist das Beste, was wir aus dem Leben nehmen, wenig, doch ist das Ganze so viel mehr?

Das kleine Mädchen jubelt. Stärker zerrt es an der Hand des Bruders.

Der Sperling nimmt die böse Absicht wahr. Doch er ist kühl. Was er jetzt tut, geht ihm nachher noch lange durch den Sinn. Er taucht schnell wieder unter, schüttelt sich noch einmal, und fliegt dann auf, fliegt, frisch vom Bad, in sein weites, luftiges Reich.

## Neue Bücher

\* J. Jörger: „Die letzten Schattenauer“. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) J. Jörger, einer der besten und urwüchsigsten Schweizerdialektchriftsteller, zeigt in diesem großangelegten schriftlichen Bauernroman sein volles Können. Er ist selbst aus dem Kreis der stolzen Bergbauern Graubündens hervorgegangen und kennt sie deshalb bis in die innersten Falten ihres Herzens. Mit großer Einprägsamkeit und einer unerbittlichen Logik zeichnet er den Untergang eines einsamen Berghofes und seiner stolzen Bewohner. Es sind ganze Menschen, die Jörger uns vorführt; der Leser wird sie ebenso wenig vergessen, wie er die Gestalten eines Gottfried Keller oder Jeremias Gotthelf nie vergißt.

\* Friedrich Treffa: „Putz auf Itbala“. Roman. (Philipp Reclam jun., Leipzig.) „Putz auf Itbala“ ist eine richtige Sommergeschichte, launig und heiter. Der Roman spielt auf der glückseligen Insel Brioni in einem Kreis von Menschen aller Nationen, deren mühsige Phantasie durch den klugen Einfall eines vororalischen Ehemanns von dem gefährlichen Spiel mit der Liebe auf den imaginären Putz abgelenkt wird, der der Insel des Odysseus gilt, in Wirklichkeit aber nie zur Ausführung gelangt. Die Grundprobleme des Romans sind eigentlich sehr ernst, aber Treffa stellt sie dar in einer entzückenden kunstheiteren, gelösten Form. Eine buntverschlungene, auf und ab wogende Handlung mit tragischen und komischen, anziehenden und abstoßenden Gestalten.

\* Heinrich Mann: „Diliane und Paul“. Novelle. (Paul Sohnay, Verlag, Wien.) Phantastische Wirklichkeit, Symbolik und mondänes Leben geben diesem seltsamen, die Grenze zwischen Realität und Überfiktionalität ständig wechselnden Liebesidyll zweier Menschen, die Trieb und Schicksal durch alle Phasen des Erlebens tragen, ein romantisches Gepräge. Ein dämonischer Greis, der gespenstisch herumspukt, leitet und steigert das leidenschaftliche Abenteuer als Regisseur und Zuschauer aus Passion. Er treibt die jungen Leute bis zur Verzweiflung des Vernichtungswillens und tritt schließlich ab, der Jugend das Feld überlassend. Eine geistreiche, mit der Fülle des Geschehens, trotz mancher Krakenheiten der Darstellung, bis zum Schluss fesselnde Lektüre.

\* Paul Burckhardt: „Seiterte Erlebnisse eines Malers in Italien“. Mit 24 Zeichnungen des Verfassers. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel.) Paul Burckhardt ist ein Maler, der mit offenen Augen durch die Welt reist und zuweilen gerne auch eigene Wege, abseits der großen Heerstrassen, wandelt. So kann man denn auch in diesem frisch geschriebenen Buche in ein paar köstlichen Stunden mehr über Land und Leute in Italien lernen, als durch langes Studium wissenschaftlicher Werke. Ein prächtiger Humor und eine scharfe Beobachtungsgabe ist Burckhardt eigen und er versteht es, bei jedem Menschen gerade das hervorzubeben, was ihn charakterisiert. Die Gestalten der italienischen Birte, der Sabri di Napoli und der verschiedenen Reisenden sind oft glänzend getroffen. Wenn er auch an ihnen zuweilen seinen Witz fast übermäßig ausläßt, so ist er doch nie verlegend. Aber auch die Schönheiten und Eigentümlichkeiten der italienischen Landschaft lernt man kennen und besonders die Streifzüge durch das unbekannte Sardinien bringen viel völlig Neues.

= Paul Bekker: „Musikgeschichte als Geschichte der musikalischen Formwandlungen“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ein neues Buch von Paul Bekker: ein Band, der Bände spricht! Man denke: eine Musikgeschichte auf wenig mehr als 200 Seiten! Von Musikern aller Nationen und Jahrhunderte findet man im Register kaum 80 mit Namen angeführt; Geburts- und Todesdaten oder Städten der Wirksamkeit — all solche Einzelheiten sind oft kaum erwähnt, die Werke nur in einzelnen charakteristischen Beispielen. Und trotzdem — oder gerade deshalb — liest man diese 20 Kapitel Musikgeschichte sozusagen mit fliegendem Atem. Die 20 Kapitel entsprechen 20 kurzen Rundfunk-Vorträgen des Verfassers, und da mußte naturgemäß auf musikphilologische Detail-Schilderungen verzichtet werden. Aber in scharf umrissenen Konturen, klar gestaltet, bringt Bekker die großen und wichtigen historischen Abschnitte förmlich bildhaft zur Anschauung: von den „Griechen“ zur „Gregorianischen Musik“, von der „Mehrstimmigkeit des 10. bis 14. Jahrhunderts“ zu den „Niederländern“ von der „Polyphonen Musik des 16. Jahrhunderts“ zu den „Italienern des 17. Jahrhunderts; und von „Bach und Händel“ über „Haydn“, „Gluck“, „Mozart“ zu „Beethoven“, zur „Frühromantik“, zu „Wagner, Verdi, Bizet“ und so mit Siebenmeilenstiefeln zur „Spätromantik“ und Moderne. Bekker läßt dabei keine Entwicklungs-Theorie — im Sinne einer immer höheren Vervollkommenheit gelten; vielmehr eine Geschichte der Wandlungen oder Metamorphosen in der Kunst. Wie das Auf und Ab und wieder Empor eines erregten Wellenmeeres — so erschauen wir hier die Musikgeschichte in ihren immer neuen Wandlungen als die Geschichte des Wandels der Empfindungen, aus denen die Menschen jeweils den Klang erfassen und ihn zu der ihnen gemäßen Kunstform gestalten. Man — d. h. jedermann, der mit Musik in historiographischer Hinsicht schon etwas Bescheid weiß, wird diese „Geschichte der musikalischen Formwandlungen“ — auch wenn er nicht mit allen, oft kühnen Bekkerschen Argumenten einverstanden sein mag — doch voll feinsinniger Genießens durchstudieren. D. D.